

KIRSTEN GRIESHABER



WILLKOMMEN IM CAFÉ ZAHAV

Meine israelische
Mischpoke und ich



BASTEI ENTERTAINMENT 

dem Meeresspiegel. Abgesehen von einigen verdorrten, staubigen Büschen wuchs hier nichts. Auf einer schmalen Straße fuhren wir am Ufer des Toten Meeres mit seinen strahlend weißen Salzkrusten entlang, bis mitten in der Einöde plötzlich mehrere Hotelkästen zwischen ein paar verstaubten Palmen auftauchten. Wir hatten En Bokek erreicht, die israelische Version eines deutschen Heilbades.

In den fetten Jahren des Wirtschaftswunders waren die deutschen Krankenkassen noch so spendabel, dass sie reihenweise Patienten mit Hautkrankheiten hierher auf Kur schickten. Was sich unter israelischen Männern schnell herumsprach, die gerne am Wochenende zu den Hotels am Toten Meer kamen, um die freizügigen deutschen Frauen abzuschleppen. Jetzt waren hier hauptsächlich ältere russische Einwanderer mit riesigen Sonnenhüten unterwegs. An den Hotels hatte die salzhaltige Luft den Putz weggefressen, es roch nach ranzigem Fett und WC. En Bokek hatte seine besten Tage eindeutig hinter sich.

Wir kauften uns bei einem Kiosk zwei Packungen grauen Schlamm, Marke Mineralcare, für 15 Schekel und gingen hinüber zum schmalen Strand neben dem Parkplatz. Der erste Kontakt mit dem Wasser war unglaublich, als würde man ein bislang unbekanntes Element berühren. Es fühlte sich an wie eine warme, ölige Flüssigkeit, die einen beim Baden in eine Art Schwebezustand versetzte.

Nachdem wir uns lange durch das Wasser hatten treiben lassen, schmierten wir uns am Strand gegenseitig von Kopf bis Fuß mit dem mineralreichen Schlamm ein, der aus den Tiefen des Toten Meeres gebaggert worden war. Dann legten wir uns in die Sonne, bis der Schlamm getrocknet war und wie faltige Elefantenhaut aussah und sich auch so anfühlte. Anschließend tauchten wir wieder ins Tote Meer ein, schöpften Hand um Hand lose Salzkristalle vom Grund und rieben damit die getrocknete Matsche vom Körper. Das Resultat grenzte an ein Wunder. Die Haut war samtweich, kleine Blessuren und offene Stellen waren verschwunden und verheilt. Auf der Rückfahrt nach Tel Aviv fühlte ich mich wach und lebendig wie selten. Jede Pore meiner Haut schien zu atmen, der ganze Körper vor Energie und Tatendrang zu bersten. Ich war bereit, Erans Familie kennenzulernen.

Erans Mutter hatte uns für den ersten Schabbat-Abend in Israel zu sich nach Hause eingeladen, und wir würden übers Wochenende bleiben. Bevor wir zu ihr fuhren, saßen wir am Freitagnachmittag noch eine Weile auf einer Bank unter den riesigen Ficus-Bäumen auf dem Rothschild-Boulevard in Tel Aviv. Wir schauten zu, wie die Tel Avivis kurz vor Ladenschluss ihre letzten Besorgungen erledigten. Eine friedliche Stimmung breitete sich in der Stadt aus, die Straßen leerten sich, der Lärm verebbte. Die »magische Stunde« nannte Eran diesen Übergang von der Arbeitswoche zum Schabbat.

Überall im Land kommen die Familien zusammen, selbst die meisten wehrpflichtigen Soldaten dürfen fürs Wochenende ihren Armeestützpunkt verlassen und zu den Eltern fahren. Wenn es dunkel wird und der Schabbat anbricht, lassen die religiösen Juden die Autos stehen und gehen zu Fuß in die Synagoge. Auch die Busse fahren nicht mehr. Viele Läden, Cafés und Restaurants im ganzen Land bleiben bis zum Ende des Schabbats am Samstagabend geschlossen. Arbeiten ist strengstens untersagt, auch Lichtmachen, Kochen, Schreiben, Fernsehen oder Handybenutzung ist gläubigen Juden verboten. In der Thora heißt es, dass Gott sich nach der Schöpfung in sechs Tagen am siebten Tag ausgeruht habe.

Und auch in Israel ist der Samstag ein Ruhetag – viel absoluter und stiller, als es je einen sonntäglichen Ruhetag in Deutschland gegeben hat.

Für Tel Aviv allerdings ist die Schabbat-Ruhe nur begrenzt gültig. Spät am Freitagabend, wenn alle gegessen und verdaut haben, wacht die Stadt wieder auf, die Bars und Clubs füllen sich, und die Küstenmetropole wird ihrem Ruf als größte Clubszene des Nahen Ostens mehr als gerecht.

Kurz vor Sonnenuntergang kamen wir bei Erans Mutter Dana in Rischon Le Ziyon an. Die Stadt wurde im späten 19. Jahrhundert von russischen Einwanderern gegründet und liegt zwanzig Kilometer südlich von Tel Aviv. Dana wohnte in einer kleinen Eigentumswohnung im sechsten Stock einer neu gebauten Hochhaussiedlung wie so viele andere Israelis auch. Von ihrem großen Balkon konnte sie bei gutem Wetter (und es ist ja fast immer gutes Wetter) das Meer am westlichen Horizont sehen. Doch in erster Linie nutzte sie ihren Balkon als eine Art Open-Air-Küche. Jeden Freitagmorgen, noch vor Sonnenaufgang, bereitete sie dort das Schabbat-Mahl vor. Sie röstete den Knoblauch, briet Leber und dünstete Zwiebeln an, bevor sie alles im Mixer zu gehackter Leber, einer klassischen, jüdischen Vorspeise vermengte. Ihre Nachbarinnen taten es ihr gleich, kochten und backten den ganzen Freitag lang, jede Woche, jahrein, jahraus.

Danas gehackte Leber war nur der Anfang. Als Nächstes schmort sie Hähnchenkeulen, röstete Auberginen und briet Fisch in Tomatensoße. Sie kochte den ganzen Tag, ein Gericht nach dem anderen, bis der Freitag sich dem Ende zuneigte und ihre erwachsenen Kinder endlich nach Hause kamen.

Kaum waren wir in Danas Wohnung eingetreten, draußen dämmerte es bereits, da legte sie sich ein dünnes Tuch über ihre kurzen, rotbraunen Haare, zündete zwei Kerzen an, hielt die Hände vor die Augen, betete und hieß den Schabbat willkommen. Dann begrüßte sie auch uns mit Küssen und Umarmung. Anschließend versammelten wir uns um den Tisch. Zwei von Erans Schwestern, Efrat und Lior, waren auch da. Schließlich waren alle neugierig auf die deutsche Freundin. Weil Erans Vater bereits vor vielen Jahren gestorben war, sprach Eran als Familienoberhaupt den Kiddusch oder Segensspruch für Wein und Challa, eine Art Hefezopf. Der Silberbecher mit dem süßen Rotwein ging reihum, und jeder bekam ein Stück in Salz getipptes Challa zugeworfen. Dann wurde gegessen. Es gab Rote-Beete-Salat mit Koriander, pürierte Auberginen mit Knoblauch, in Olivenöl eingelegten Paprika, Karottensalat mit Kreuzkümmel, in Essig gezogenen rohen Fenchel und Kohl, natürlich die gehackte Leber, Hummus mit Pitabrot, scharfe Soße aus grünen Chilis und Zitronensaft, Börek, Tahina-Sesamsauce mit Granatapfelkernen und Fetakäse mit Za'atar, einer Gewürzmischung aus Oregano, Thymian, Sesam und Salz.

Kaum waren die Teller leer, brachte Erans Mutter zu meiner Überraschung die eigentlichen Hauptspeisen aus der Küche. Damit hatte ich nach diesem üppigen Mahl natürlich nicht mehr gerechnet, sehr zur Belustigung der versammelten Familienmitglieder. Die Mutter servierte stolz persisches Gulasch mit gelben Linsen, Hähnchenbeine mit Kurkuma und Kartoffeln, grünen Eintopf aus zwanzig verschiedenen frischen Kräutern und getrockneten Limonen, panierte Hähnchenschnitzel und Reismudeln mit Hackfleischsoße und Karottenstückchen. Außerdem kredenzte sie noch das Lieblingsgericht ihres Sohnes:

Gondi, in Tomatensoße geschmorte Klöße aus Reis, feingehackter Hähnchenbrust und Gewürzen, eine der bekanntesten Spezialitäten der persischen Juden.

Dana verwöhnte mich. Sie suchte mir stets die besten Happen, das zarteste Fleisch und die knusprigsten Kartoffeln heraus und sorgte dafür, dass mein Teller niemals leer wurde. Trotz Beteuerungen meinerseits, dass ich pappsatt sei, gab es immer wieder Nachschub. Schließlich nahm sie eine Hähnchenkeule aus dem Kochtopf und schwenkte sie dramatisch vor meinem Gesicht hin und her.

»Schmeckt dir mein Essen nicht, oder warum rührst du es kaum an?«, fragte sie halb beleidigt, halb belustigt, als ich abwehrend mit dem Kopf schüttelte. Ich war so vollgestopft, dass ich mich kaum noch bewegen konnte. Reden konnte ich auch nicht mehr.

Während das Hungern der Deutschen im und nach dem Zweiten Weltkrieg dazu geführt hat, dass man bei uns niemals Essen wegwerfen darf, hatten die Leiden und das Hungern während des Holocaust den umgekehrten Effekt auf die Israelis. Es gibt eine nationale Obsession rund ums Essen, der Tisch darf niemals leer sein, es muss immer mehr als genug Essen im Haus sein. Auch der mannshohe Kühlschrank von Erans verwitweter Mutter ist stets zum Bersten vollgestopft. So als müsse sie jederzeit sämtliche Kinder, die angeheirateten Schwäger und alle neun Enkelkinder gleichzeitig bewirten können.

Als wirklich keiner noch einen einzigen Bissen zu sich nehmen konnte, fingen Dana und die Schwestern an, den Tisch abzuräumen. Eran ließ sich auf die schwarze Ledergarnitur im Wohnzimmer fallen und machte den Fernseher an. Fußball. Ich stutzte. Nachdem die Frauen die Küche aufgeräumt hatten, tänzelten sie um Eran herum und lasen ihm jeden Wunsch von den Lippen ab. Sie erkundigten sich, wie er seinen Tee trinken wolle (mit frischer Nanaminze), ob er dazu Obst wolle (nein), Halva-Kekse oder lieber Pistazien (beides).

Am nächsten Morgen ging es so weiter. Direkt nach dem Aufstehen servierte die Mutter ihrem Sohn Nescafé mit Plätzchen. Ans Bett! Dann brachte sie ihm die Wochenendzeitungen. Sie tischte seinen geliebten Cottage Cheese und Buttermilch auf, briet Eier, servierte Toast, Tomaten, Gurken, Avocado, Schafskäse, selbst gemachte Erdbeermarmelade und Tee zum Frühstück. Fairerweise muss ich gestehen, dass mir die gleiche königliche Behandlung zuteilwurde. Trotzdem war ich irritiert, wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Eran war völlig in seine Kindheitsrolle zurückgefallen. Als einziger Sohn unter vier Töchtern war er auf einmal wieder der kleine, verwöhnte Pascha von ehemals. Und mir hatte er in den ersten Wochen unserer Beziehung erzählt, dass er Feminist sei.

Gereizt versuchte ich, ihm meine Aggressionen über sein, wie ich fand, absolut chauvinistisches Verhalten zu erklären. Das wollte und musste ich jetzt auf der Stelle mit ihm durchanalysieren.

»Wie kannst du dich nur so von deiner Mutter und deinen Schwestern bedienen lassen?«, regte ich mich auf. »Glaubst du etwa, dass du etwas Besseres bist, nur weil du ein Mann bist?«

Eran tat, als wüsste er überhaupt nicht, wovon ich redete.

»Ich lass mich doch überhaupt nicht bedienen«, erwiderte er gereizt. »Was erzählst du denn für einen Blödsinn.«

»Ach so, du findest das alles so selbstverständlich, dass du gar nicht merkst, dass deine Mutter dir den Hintern hinterherträgt«, motzte ich ihn an.

Eran nahm die Fernbedienung, zappte sich durch die verschiedenen Sportkanäle und ignorierte mich.

Auf endlose deutsche Beziehungs-Diskutiererei, wie er es so oft bei Paaren in Berliner Cafés beobachtet hatte und abscheulich fand, hatte er gar keine Lust. Aber ich schäumte vor Wut, und nichts konnte mich jetzt noch bremsen.

»Glaub nur nicht, dass ich mir von dir so ein Benehmen jemals gefallen lassen werde!«, brüllte ich ihn an. »Deine Pascha-Allüren kannst du bei anderen ausleben, aber nicht bei mir.«

Eran schwieg stur und guckte Basketball. Dass er mich nicht beachtete, machte mich rasend.

»Dann suche ich mir doch lieber einen deutschen Mann«, drohte ich.

Keinerlei Reaktion. Jetzt war ich in Zugzwang geraten. Bloß nicht klein begeben und diesen Streit verlieren, dachte ich mir. Sonst wird er mich in Zukunft auch wie seine Haussklavin behandeln.

Wir realisierten beide nicht, dass wir uns mitten in unserem ersten heftigen Culture Clash befanden. Und keiner wollte nachgeben.

Ich stürmte aus dem Wohnzimmer ins Gästezimmer, stopfte alle meine Klamotten in den Koffer, steckte das Flugticket und den Pass in meine Umhängetasche und schleppte alles durchs Wohnzimmer, an Eran vorbei, zur Eingangstür.

Eran behandelte mich immer noch so, als sei ich Luft für ihn. Das regte mich inzwischen noch viel mehr auf als sein Pascha-Gehabe gegenüber der Mutter und den Schwestern.

»Gut, du hast es ja nicht anders gewollt«, zischte ich ihn mit rotem Kopf an und schlug die Wohnungstür krachend hinter mir zu. Draußen auf dem Flur wartete ich zwei Minuten, aber er kam mir nicht hinterhergestürzt.

Ich trug den Koffer durchs Treppenhaus hinunter ins Erdgeschoss und lief heulend zur Hauptstraße, um mir ein Taxi zum Flughafen heranzuwinken. So hatte ich mir den Abschluss meiner ersten, frisch verliebten Israelreise mit Eran nicht vorgestellt.

Gerade in dem Moment hielt ein Bus neben mir an der Haltestelle, und Erans jüngere Schwester Lior stieg aus. Sie blieb schockiert stehen, als sie mich tränenüberströmt mit meinem Koffer am Straßenrand stehen sah.

»Dein Bruder ist ein reaktionäres, patriarchalisches Arschloch«, schluchzte ich ihr unter Tränen entgegen. »Ich fliege zurück nach Berlin.«

Zum Glück war Lior nicht so aufbrausend wie ich und auch nicht so stur wie ihr Bruder. Sie umarmte mich beruhigend, bis ich nicht mehr ganz so schlimm zitterte, dann ging sie mit mir ins nächste Café. Sie bestellte uns beiden je einen extragroßen Cappuccino und jede Menge kleine, süße Dattelpätzchen.

»Was ist passiert?«, fragte sie endlich. Geduldig hörte sie zu, während ich ihr schilderte, was für ein ätzender und gemeiner Typ ihr geliebter großer Bruder sei.

Eigentlich sagte sie kaum etwas, sondern ließ mich einfach nur die ganze Zeit reden, bis ich mich wieder abregiert hatte. Dann schaute sie mir in die Augen und erklärte

bestimmt, dass weder ihre Mutter noch sie und ihre Schwester sich von Eran unterdrückt fühlten.

»Er kommt nur einmal im Jahr nach Hause, und da freuen wir uns so sehr, dass wir ihn einfach nur verwöhnen wollen«, erklärte sie. »Wir vermissen ihn den Rest des Jahres ganz schön doll.«

So richtig überzeugt hatte sie mich mit dieser Erklärung nicht, aber inzwischen war mein Wutanfall verpufft. Es tat mir leid, dass ich Eran in der Wohnung seiner Mutter so angebrüllt hatte. Ich schämte mich ein bisschen für meinen Ausraster. In Berlin war Eran eigentlich nie so paschahaft. Er kochte oft und spülte nach dem Essen immer das Geschirr ab. Vielleicht bekam er die Balance zwischen westlicher Freundin und orientalischer Mutter nicht so ganz auf die Reihe, überlegte ich.

Wir gingen zurück zur Wohnung der Mutter. Eran saß immer noch vor dem Fernseher und tat, als sei nichts gewesen zwischen uns. Den Rest des Nachmittags verbrachte ich stumm neben ihm vor der Glotze und schaute israelische Kochsendungen, während Lior und ihre Mutter Karten spielten und fröhlich auf Hebräisch miteinander palaverten.

Abends, nach dem Ende des Schabbats, fuhr ich mit Eran zurück nach Tel Aviv. Wir haben nie über unseren ersten Culture Clash gesprochen.

Manchmal, wenn Leute mich fragen, wie es möglich ist, mit einem Menschen aus einer völlig anderen Kultur in einer Beziehung zu leben, überlege ich, wie es wäre, wenn ich einen Nachbarssohn aus der Düsseldorfer Vorstadt geheiratet hätte. Wir hätten verdammt viele Gemeinsamkeiten gehabt, aber ich hätte mich garantiert mit ihm zu Tode gelangweilt.